

R

REGION

Meine Gemeinde

Mehr unter suedostschweiz.ch/meineGemeinde

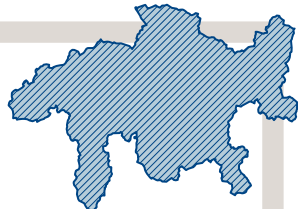


Bild: Kantonspolizei Graubünden

VALBELLA

Lenkerin verletzt sich leicht bei Selbstunfall

Eine Autofahrerin hat sich am Freitag zwischen Valbella und Parpan bei einem Selbstunfall leicht verletzt. In einer Linkskurve geriet ihr Fahrzeug auf der schneebedeckten Fahrbahn ins Rutschen. In der Folge kam das Auto rechts von der Fahrbahn ab und fuhr über die Böschung hinauf. Dort überschlug es, stürzte zurück auf die Fahrbahn und kam schliesslich auf dem Dach liegend zum Stillstand. Am Personenwagen entstand Totalschaden. (so)

KLOSTERS

Madrisa-Sesselbahn kann gebaut werden

Die Klosters-Madrisa Bergbahnen AG kann im Frühling 2016 wie geplant mit dem Bau der neuen Sechser-Sesselbahn «Schaffürggli» beginnen. Gegen das seilbahnrechtliche Konzessions- und Plangenehmigungsverfahren sind keine Einsprachen eingegangen. Das teilte das Bundesamt für Verkehr auf Anfrage mit. Man sei sehr froh, dass keine Einsprachen erfolgt sind und es zu keiner zeitlichen Verzögerung bei der Projektumsetzung kommt, sagte Roger Kunz, Verwaltungsratspräsident der Madrisabahn, gestern auf Anfrage. In die Sesselbahn werden etwa zehn Millionen Franken investiert. Zeitgleich mit ihrem Bau wird in der Schaffürggli-Region eine Beschneiungsanlage für die Standard- und FIS-Piste für total rund 3,7 Millionen Franken realisiert. Die neuen Anlagen werden auf den Winter 2016/17 hin in Betrieb genommen. (béz)

CHUR

Garage Bruno erhält Preis

Die Garage Bruno in Chur hat eine Auszeichnung vom Auto Gewerbe Verband Schweiz (AGVS) erhalten. Der Verband prämiert jeden Monat einen Betrieb,

heisst es in einer Medienmitteilung. Die Auszeichnung erfolge unter Berücksichtigung der Anzahl Mitarbeiter und durchgeführter Checks, sagt Markus Peter, Verantwortlicher des AGVS. Der jeweilige Sieger erhalte das Monatstotal aller von AGVS-Garagenbetrieben durchgeführten Checks als Betrag in Franken. (so)

CHUR

Referat über Nahostkonflikt

Unter dem Titel «Die Geister, die ich rief» referiert Michael Wrase am Donnerstag, 22. Oktober, an der HTW Chur über die Ursachen für die Krisensituationen im Nahen Osten und seine persönlichen Erfahrungen mit den Leidtragenden der Krisen. Als Nahost-Korrespondent berichtete Wrase über den libanesischen Bürgerkrieg und die Kriege im Irak und Iran, wie es in einer Mitteilung heisst. Wrase arbeitet als Auslandskorrespondent für sechs Schweizer Regionalzeitungen unter anderem für die «Südostschweiz». Er lebt seit 1988 auf Zypern. Der Vortrag dauert von 18.30 bis 19.30 Uhr und findet in der Bibliothek der HTW Chur an der Pulvermühlstrasse 57 statt. Der Eintritt ist frei, eine Anmeldung erwünscht unter www.htwchur.ch/events. (so)

«Wir müssen die Differenzen verstärken»

Als Architekt reflektiert Gion A. Caminada das Leben im Berggebiet seit Jahrzehnten. Dafür adelt ihn die Presse sogar in Japan. Ein Gespräch über Politik, Tourismus, Vals und die Kraft der Idee.

mit Gion A. Caminada sprach Olivier Berger

Der Bündner Architekt Gion A. Caminada glaubt an die Kraft der Ideen. Für das Berggebiet wünscht er sich einen neuen Weg: mehr Eigensinn, mehr Selbstvertrauen und ein neues Miteinander mit der Stadt. Ein grosses Potenzial sieht Caminada im Handwerk. Wählen ist er gegangen; Politiker will er aber nicht werden. Zuletzt hat ihm mit «A+U» eine der wichtigsten Architekturpublikationen weltweit ein eigenes Heft gewidmet. Darin geht es unter anderem um das Bauen im Berggebiet, eine von Caminadas zentralen Aufgaben.

Gion A. Caminada, morgen wählt die Schweiz ein neues Parlament. Wählen Sie?

GION A. CAMINADA: Ja, ich wähle auf jeden Fall.

Hat Sie ein politisches Amt eigentlich nie gelockt?

Eigentlich schon, aber nur dort, wo ich das Gefühl hätte, dass ich etwas prägen kann. Das Problem ist, dass das in der «klassischen» Politik selten der Fall ist. Dort wird zu oft der Kompromiss gesucht, das mag ich nicht. Kompromisslosigkeit bedeutet das Gegenteil von Sturheit, also im geführten Diskurs auf Optionen zu stossen, die mehr als eine Auswahl von Möglichkeiten sind. Der Kompromiss ist dagegen meist der Verzicht auf die beste Lösung.

Ist die Arbeit des Architekten immer auch politisch?

So, wie ich die Aufgabe verstehe, ist sie das. Architektur als Ganzheit ist viel

mehr, als nur Objekte bauen. Das Entscheidende ist das, was die Architektur nach sich zieht, was sie bewirkt. Mich interessiert die sozio-ökonomische Ebene immer. Nehmen wir die Totenstube von Vrin als Beispiel: Ich habe mich sehr lange mit den grundlegenden Aspekten des Todes auseinandergesetzt. Oder das Gasthaus «Am Brunnen» in Valendas. Dort war bis am Schluss die Frage relevant: Kann ein Gasthaus Gemeinschaft generieren? Sollen Projekte für das Leben eine Relevanz haben, dann ist es entscheidend, sich in diese Realitäten des Alltags einzulassen; zugleich ist der Blick auf die soziale, kulturelle und architektonische Utopie wichtig.

Der Bündner Tourismus muss eine Hiobsbotschaft nach der anderen hinnehmen – trotz millionenschwerer Förderprogramme. Investiert man am falschen Ort?

Das kann ich nicht sagen. Ich denke aber, dass man den Tourismus etwas einseitig interpretiert. Ich würde es so sagen: Der Tourismus ist nicht so wichtig, wie wir immer meinen, als Arbeitgeber jedoch unverzichtbar. Ich glaube es muss gelingen, den Tourismus stärker in der Kultur des Alltags einzulösen. Nur dann wird er im grossen Kreis auch wertgeschätzt.

Die Lösungsansätze in der Branche sind ja da. Sie reichen von immer grösseren Skigebieten bis zum sanften Tourismus. Gibt es einen Königsweg?

Kaum! Zunächst einmal: Mit besseren technischen Anlagen holen wir nicht mehr Leute nach Graubünden. Es braucht andere Angebote. Durch die Einbettung in ein Ganzes würde der Extrembegriff Tourismus seinen nicht

erfüllbaren Anspruch als Schlüsselbegriff für den Alpenraum etwas verlieren. Tourismus ist wie Landwirtschaft und Wasserkraft ein mögliches Potenzial für das Berggebiet, nicht mehr und nicht weniger. Ich betrachte zudem das Handwerk als eine noch nicht ausgeschöpfte Möglichkeit für unsere Existenz. Mein Verständnis für Handwerk umreisst ein breites Feld. Als ein solches Handwerk bezeichne ich die geduldige und sorgfältige Art, etwas Wertvolles zu machen. Das reicht vom Denken bis zur Herstellung von aussergewöhnlichen Produkten. In diesem Sinne könnte der geplante Parc Adula

«Tourismus ist ein mögliches Potenzial für das Berggebiet, nicht mehr und nicht weniger.»

interessant sein, vorausgesetzt er wird anders gedeutet. Mit Adula würde man ein besonderes Territorium bezeichnen, wo dieses Besondere sich ereignen könnte.

Ihr Semesterprogramm an der ETH Zürich steht unter dem Titel «Orte schaffen». In Vrin haben Sie massgeblich dazu beigetragen, einen Ort neu zu definieren. Lässt sich das Konzept beliebig vervielfältigen?

Das Konzept nicht, aber die geistige Haltung schon. Vrin war für mich wie ein Labor, und was ich dort erfahren

Ruchs Rubrik

Klopapier- und Kinofehler

Christian Ruch sucht Wölkchen



Vor lauter Kriegen und Krisen bin ich ziemlich dünnhäutig geworden und vertrage im Alltag keinerlei zusätzliche Irritation. Darum hat es mich unlängst völlig aus der Fassung gebracht, dass eine neue Rolle WC-Papier vom Aldi keine Wölkchen drauf hatte und sich auch das einzelne Blatt ungewohnt unflauschig anfühlte. Zu meinem Befremden bemerkte ich, dass die Rolle offenbar falsch aufgewickelt war, so dass die Wölkchen die Unterseite zierten.

Dieser Befund stürzte mich in eine tiefe Sinnkrise. Wie will, dachte ich auf dem Klo vor mich hin sinnierend und das wölkchenlose WC-Papier be-

trachtend, Mutti mit ihrem pausbäckigen «Wir schaffen das!» die Flüchtlingskrise meistern, wenn es der erfolgreichste deutsche Discounter nicht mal schafft, korrekt aufgewickelter WC-Papier auszuliefern? Wo doch Aldi als superstrenger Kontrollfreak gilt. Braucht man sich nicht wundern, dass Tausende Flüchtlinge einfach so über die bayrische Grenze spazieren, wenn selbst die Klopapierkontrolle versagt. Zur Ehrenrettung von Aldi sei gesagt, dass die Rolle tadellos war – ich selbst war es, der durch unkorrektes Abrollen der ersten Blätter selbige so zerrissen hatte, dass nicht mehr die oberste Lage mit den Wölkchen, sondern die mittlere ohne... – ach, ich weiss doch auch nicht, wie ich Ihnen das jetzt erklären soll! Lenke ich also lieber mit der Bemerkung ab, dass auch Schweizer nicht perfekt sind. Das realisierte ich, als ich zur Bewältigung meines Klopapier-Traumas in

den Film «Schellen-Ursli» ging. Sehr empfehlenswert! Und ich hätte auch wirklich gar nichts zu mäkeln, wäre da nicht diese Szene mit dem Zug auf dem Val-Tuoi-Viadukt. Wenn schon der historische RhB-Dampfbahnzug mitspielen darf, dann bitte, bitte, lieber Xavier Koller, retouchieren Sie doch die Fahrleitung und Masten aus dem Bild! Ausserdem fährt der Zug in die falsche Richtung, denn Ursli Mutter reist ja in die Stadt und nicht nach Scuol. Diese Patzer brechen mir als Bahnfan genauso das Herz wie weiland die amerikanischen (!) Dampfloks in «Doktor Schiwago». Wie jetzt – Sie finden, ich sei ein fürchterlicher Tüpfelschiesser? Stimmt! Aber einer mit wunderschönem Wölkchenklopapier.

@ Kontaktieren Sie unseren Autor: redaktion@suedostschweiz.ch

habe, konnte ich danach andernorts anwenden: in Disentis, in Valendas und an anderen Orten. Nehmen wir Valendas als Beispiel. Dort ist um das Gasthaus «Am Brunnen» eine Gemeinschaft der Freiwilligkeit erwachsen. Menschen aus dem Ort und von ausserhalb haben sich für eine Idee engagiert. Das lehrt uns: Die Zeit der Ideen ist nicht vorbei. Vorausgesetzt die Leute glauben an ihre Fähigkeiten und daran, dass auch ausserhalb der Lehren von Ökonomie und Logik vieles machbar ist. So könnte es auch mit anderen Dingen sein.

Ideen hat man auch nicht weit von Vrin entfernt. Was sagen Sie eigentlich zu den Entwicklungen in Vals? Oha, Vals ist ein heikles Thema (lacht). Ich habe viele Freunde in Vals, die fragen mich oft: «Passt das hierher?»

Und was antworten Sie?

«'Passen' ist kein geeigneter Begriff. Der Kirchturm von Vrin passt auch nicht zu den Häusern. Er hat jedoch für die Kultur des Dorfes eine so hohe Bedeutung, dass die Frage sich gar nicht stellt. Bedeutungen entstehen dann, wenn es gelingt, die blossen Eindrücke der Welt in eigene, verstehbare Wirklichkeiten umzuformen. Dann entstehen kulturell getragene Identitäten. Es gibt keine allgemeingültigen Vorstellungen von Identität; jeder hat seine eigenen Bilder davon. Kultur heisst, diese Bilder in Einklang zu bringen. Im besten Fall zu einer kollektiven Vereinbarung zu führen. Dann wird Identität wirksam.

Ich antworte, dass «Passen» kein geeigneter Begriff für eine solche Beurteilung ist. Der Kirchturm von Vrin passt auch nicht zu den Häusern. Er hat jedoch für die Kultur des Dorfes eine so hohe Bedeutung, dass die Frage sich gar nicht stellt. Bedeutungen entstehen dann, wenn es gelingt, die blossen Eindrücke der Welt in eigene, verstehbare Wirklichkeiten umzuformen. Dann entstehen kulturell getragene Identitäten. Es gibt keine allgemeingültigen Vorstellungen von Identität; jeder hat seine eigenen Bilder davon. Kultur heisst, diese Bilder in Einklang zu bringen. Im besten Fall zu einer kollektiven Vereinbarung zu führen. Dann wird Identität wirksam.

Und was bedeutet das nun für Vals? Die Valserinnen und Valser sollten sich weniger fragen, ob ein Turm oder ein Park in ihren Ort passen, sondern kompromisslos die Frage stellen nach dem Lebensgefühl des Ortes, das sie wollen. Und sich nicht von einem ökonomisch bedingten Druck zermürben lassen; so oder so, die Existenzfrage bleibt ungelöst und ewig.

Braucht es in Vals wirklich einen Park, um Natur erlebbar zu machen?

Ein künstlicher Park kann zu einer Sensibilisierung und zu einer Schärfung der Wahrnehmung von Natur beitragen. Ich bin aber eher der Meinung, dass wir in unserer Kultur unterdessen etwas weiter sind. Wir müssen in eine Beziehung zur Natur treten. In einer solchen Beziehung ist der Schutz drin. Im günstigen Falle wäre er obsolet. Ge-

rade im Berggebiet wissen wir, dass es immer eine Reibung zwischen Mensch und Natur gibt. Die romantische Natur existiert vor allem für diejenigen, die in einer grossen Distanz zu diesen Realitäten stehen. Idyllisch ist die Natur vor allem für Menschen, die nur einen Teilaspekt dieser Natur erfahren haben. Wir haben grosse Errungenschaften gemacht, auch im Umgang mit der Natur. Nun ist die Zeit reif für eine andere Art der Beziehung zwischen Mensch und Natur. Solche Beziehungen müssen in jeder Epoche neu definiert werden. Der künstliche Park ist kaum eine zeitgemässe Antwort in diesem Sinne.

Sondern?

Das Allerwichtigste, nicht nur im Tourismus, ist doch, dass wir vorhandene Differenzen verstärken und neue schaffen. Daraus entsteht kulturelles Kapital. Wer reist, sucht eine Gegenwart. Diese kann man aber nicht beliebig erzeugen, sie soll aus den spezifischen Eigenschaften und Bedingungen jeden Orts entstehen. Sonst ist sie willkürlich und kopierbar.

Es gibt also letztlich kein Patentrezept für die Zukunft des Berggebiets?

Um Himmels Willen, nein. (lacht). Zum Glück nicht. Innerhalb unseres heutigen Wirtschaftssystems und vor allem im Tourismus geht es demjenigen am besten, der am stärksten leuchtet. Dieser Wettbewerb ist aber zerstörerisch. Die Überhöhung ist zentral: immer noch grösser, noch höher. Die Innovation ist aus kultureller Betrachtung ein zerstörerischer Begriff, dann, wenn die Innovation Selbstzweck wird. Ich war neulich in einem Podiumsgespräch in einem bekannten Ort Tirols. Die bauen und machen dort schreckliches Zeug, aber sie haben Erfolg. Man wird immer ein bestimmtes Publikum finden, das auf diesen Karren aufspringt. Das soll für uns aber kein Anlass sein, das zu kopieren.

Ist das Kulturprojekt «Origen» ein möglicher Bündner Gegenentwurf zu den Tiroler Verhältnissen? Immerhin widmen Sie sich mit ihren Studierenden ein Semester lang Rom und dem Festival.

«Origen» ist in der Tat ein spannender Erlebnisraum aber auch ein Erfahrungsraum. Nicht nur für die Zuschauer, sondern auch für die Akteure. Es entstehen verschiedene Arten von Beziehungen, zwischen Mensch und Natur, aber auch zwischen Mensch und Mensch. Mit Blick auf die Zukunft sind Beziehungen zwischen Berg und Stadt wichtig. Wir leben in einem gut funktionierenden System. Die Bergbauern, aber auch viele andere profitieren davon. Dass dieses System funktioniert, ist nicht so selbstverständlich, wie viele meinen, wie es auch nicht selbstverständlich ist, dass in unserem Land Frieden herrscht. Wir müssen alle einen Beitrag dazu leisten. Es gilt Beziehungen zu intensivieren; am Guten muss man arbeiten.

Wie soll das denn aussehen?

Wir brauchen mehr Autonomie, mehr Selbstwertgefühl, wir dürfen ohne Weiteres unseren Eigensinn als Bergler pflegen. Autonomie heisst aber nicht weniger Solidarität. Beziehungen beruhen auf Gegenseitigkeit. In Valendas haben wir das erlebt. Die Geldgeber hatten mehr als nur das Gefühl, einen

«Man akzeptiert die Lage als Schicksal und resigniert oder man hält kämpfend an gescheiterten Prinzipien fest.»

Mehrwert für sich zu erhalten. Das ist Solidarität auf einer anderen Stufe.

Identität, Ideen und Eigensinn: So kommt Graubünden aus der Krise?

Das Problem sehe ich darin, dass man in den letzten Jahren vor allem zwei Wege verfolgt: Entweder man akzeptiert die Lage als unausweichliches Schicksal und resigniert oder man hält kämpfend an gescheiterten Prinzipien fest. Das zweite Prinzip sieht man exemplarisch am Festhalten am Zweitwohnungsbau. Diese Haltung lässt sich nur durch ein fehlendes Verständnis für die Gesamtzusammenhänge erklären. Diejenigen, die den Verlust und den Gewinn bilanzieren und einen lebenswerten Ort als Ziel haben, werden nicht bestreiten, dass dieses Prinzip eigentlich gescheitert ist; die Dörfer sind zwar grösser geworden aber gleichzeitig sinnleerer.

Das ist aber wohl ein Extrembeispiel.

Eine solche kompromisslose Einseitigkeit, die den Blick für die Zusammenhänge verstellt, erleben wir auch in der Tourismusbranche, in der Landwirtschaft, in der Politik. Zum Beispiel bei der Verkehrserschliessung. Natürlich, ich freue mich

auch, wenn ich nach Zürich muss und die Strasse gut ist. Viele und schnelle Strassen bedeuten aber nicht in erster Linie mehr Gäste. Es bedeutet auch, dass es einfacher ist, aus Graubünden wegzugehen. Eine erhöhte Erreichbarkeit verspricht nicht gleich Wohlstand.

Noch einmal zurück zu Tadao Ando. Er soll in Vals bauen, Sie wiederum arbeiten in Japan an Forschungsprojekten zum Berggebiet mit. Hat man in beiden Ländern die gleichen Probleme?

Ich habe in Japan, im Gegensatz zur Schweiz, vor allem eine fehlende Wertschätzung für das Berggebiet gespürt. Die Abwanderung findet auch dort statt, das ist ein weltweites Phänomen. Die Art der Entwicklung für das Berggebiet unterscheidet die Schweiz von Japan. In Japan werden die Differenzen stärker untergraben. Meine Botschaft für die Japaner war: Nur durch die Andersartigkeit wird der Städter einen Sinn in der Peripherie sehen, erst dann wird er diese abgelegenen Situationen als Wert betrachten und die dortigen Aktivitäten auch unterstützen. Differenzen stärken heisst anders entwickeln; anders bedeutet nicht Nicht-Entwickeln. Diese Art von Differenz muss aus dem Ort kommen. Sie ist etwas ganz anderes als jene Differenz, die man mittels von Ort zu Ort weitergereichten touristischen Konzepten zu erreichen versucht. Sie schöpft aus anderen Quellen und bedarf eines Prozesses.

Es braucht mehr Provinzialität?

Eben nicht. Wir alle leben an einem konkreten Ort und

wissen von der grossen weiten Welt. Mit beiden Grössen, dem Lokalen und dem Globalen – auch dem Spezifischen und dem Allgemeinen – müssen wir in Beziehung treten können. Das Konkrete ist wichtig, aber auch die um uns schwirrende virtuelle Welt ist eine Realität. Mit der über uns einbrechenden virtuellen Welt haben wir noch keinen wertschaffenden Umgang gefunden, zugleich droht uns die Verbindung mit dem Konkreten zu entschwinden. In diesem Zusammenhang verwende ich gerne die Begriffe Kosmopolitismus und Globalisierung. Der Kosmopolit kennt die Welt, aber er hat

«Der Globalisierte überlässt sich dem Globalen – für ihn ist alles überall gleich.»

– mit all diesem Wissen – den Fokus auf den Ort gerichtet. Der Globalisierte überlässt sich dem Globalen – für ihn ist alles überall gleich.

Graubünden Ferien sucht einen neuen Chef. Was für eine Persönlichkeit bräuchte es da?

Ich denke, ideal wäre jemand, der die Ideen im Kanton bündelt und fördert. Und der offen ist, für neue Denksätze. Ein Kosmopolit. Einer wie Papst Franziskus; mit einem Bein steht er in der Realität des Vatikans, mit dem anderen in der Utopie. Nur mit dem Traum der Utopie, die über das Gegebene hinaus weist, kommen wir weiter?

Stünde Gion A. Caminada denn für die Aufgabe zur Verfügung.

(lacht und denkt lange nach). Naja. Reizen würde es ja schon. Aber... (lacht). Für diesen Job gibt es fähigere Leute.

«Nachhaltige Architektur...

... die Respekt für die majestätischen Anblicke der Alpen demonstriert»: So charakterisiert die japanische Fachzeitschrift «A+U» das Werk von Gion A. Caminada. In Vrin geboren und aufgewachsen absolvierte Caminada eine Lehre als Schreiner und besuchte danach die Kunstgewerbeschule in Zürich. Nach einem Nachdiplomstudium an der ETH eröffnete er in Vrin sein eigenes Architekturbüro. Daneben war er ab 1998 Assistenzprofessor an der ETH, seit 2008 ist er dort ausserordentlicher Professor für Architektur und Entwurf. Caminda war massgeblich an der Wiederbelebung von Vrin beteiligt, für welche der Ort im Jahr 1998 mit dem Wakkerpreis ausgezeichnet wurde. «A+U» attestiert ihm ein Werk, das «tief in der lokalen Kultur und Tradition verwurzelt ist». Er gilt als einer der führenden Experten für das Bauen in den Alpen.



Bild: Olivia Item